

FORSCHUNGSVERFAHREN

Die Forschungsperspektive

Die Untersuchung hybrider Identitäten im deutsch-chilenischen Raum wurde als qualitatives Forschungsprojekt konzipiert. Die Grundlage der qualitativen Forschungsperspektive (vgl. zu diesem Thema u.a. Lamnek 1995; Gutiérrez/Delgado 1994; Flick 2000a) entspricht einem interpretativen Paradigma. Das interpretative Paradigma vertritt die Ansicht, dass soziale Wirklichkeit nicht aus Tatsachen, sondern vorwiegend aus Bedeutungen besteht. In diesem Zusammenhang sind soziale Wirklichkeit und soziales Handeln stets mit einem subjektiven Sinn verbunden. Daraus folgt, dass soziale Wirklichkeit nicht objektiv vorgegeben ist, sondern erst durch interpretative Handlungen konstruiert wird. Das interpretative Paradigma versucht die zugrunde liegende Bedeutung sozialen Handelns zu verstehen und zu rekonstruieren.

Das qualitative Paradigma entwickelte sich aus der Debatte zwischen nomothetischen und idiographischen Methoden im Bereich der Sozialwissenschaften. Die nomothetische Methode stammt aus den Naturwissenschaften. Ihr Grundgedanke besteht darin, dass soziale Wirklichkeit in Analogie zu physikalischen Phänomenen untersucht werden kann. Ihr Ziel ist die Erklärung von Ereignissen, das heißt die Definition von kausalen Beziehungen zwischen Phänomenen. Diese Erkenntnisse werden anschließend zu Gesetzesausagen zusammengefasst. Gesetze sollen dabei so allgemeingültig wie möglich sein, das heißt, sie sollen so weit wie möglich unabhängig von Raum und Zeit und somit auf unterschiedliche Phänomene anwendbar sein.

Vertreter der idiographischen Methode sind der Meinung, dass die nomothetische Methode die interpretative Konstitution der sozialen Wirklichkeit vernachlässigt und soziale Untersuchungsgegenstände daher nicht ausreichend erfassen kann. Im Gegensatz zur Erklärung privilegieren sie das Verstehen sozialer Phänomene. Verstehen bezieht sich dabei auf die Interpretation sozialer Ereignisse im Rahmen ihres spezifischen räumlichen und zeitlichen Kontextes. Bedeutung ist nämlich kontextgebunden. Das heißt, man kann den Sinn einer Handlung nur durch Rekurs auf den Kontext nachvollziehen. Idiographische Methoden untersuchen aus diesem Grund das Individuelle in seiner spezifischen geografischen, sozialen und historischen Umgebung.

Der Schwerpunkt quantitativer Forschung liegt weiterhin auf der Überprüfung von Hypothesen. Diese werden im Vorfeld der empirischen Untersuchung aus der Theorie deduktiv hergeleitet und operationalisiert und anschließend am empirischen Material getestet. Die Kritik an dieser Vorgehensweise

ist, dass sie sich wenig für die Wirklichkeit selbst interessiert und sich statt dessen auf a priori definierte Begriffe und eine gezielte Messung beschränkt.

Qualitative Forschung geht dagegen induktiv vor. Hypothesen werden nicht aus einer a priori existierenden Theorie abgeleitet und anschließend überprüft, sondern entstehen erst im Verlauf des Forschungsprozesses. Qualitative Forschung bemüht sich in diesem Zusammenhang um eine möglichst authentische Erfassung des Untersuchungsgegenstandes. Hierin soll das Verständnis der sozialen Wirklichkeit theoretisch so wenig wie möglich vorstrukturiert sein. Das heißt, der Forscher versucht, die Welt so naiv wie möglich zu betrachten und geht dabei ohne präzise Hypothesen ins Forschungsfeld. Das bedeutet jedoch nicht, dass der Forscher völlig konzeptlos in eine Untersuchung geht, sondern dass er seine Arbeit mit flexiblen Konzeptentwürfen beginnt. Diese Kategorien werden dann im Verlauf des Forschungsprozesses nach und nach präzisiert. Dabei können auch neue Hypothesen entstehen, welche die anfänglichen Vorstellungen über den Untersuchungsgegenstand widerlegen und dementsprechend ersetzen. Die aus den Daten entwickelten Hypothesen werden schließlich zu Theorien verdichtet. Das betrifft insbesondere die Vorgehensweise der *Grounded Theory* (vgl. dazu auch Glaser/Strauss 1998; Strauss 1998). Die Vertreter der *Grounded Theory* betrachten die Entwicklung von Theorien als die wesentliche Aufgabe der qualitativen Forschung. Dabei lehnen sie die Vorstellung ab, qualitative Methoden seien nur die Vorstufe einer quantitativen Untersuchung. Qualitative Methoden sollten nicht auf die Explorationsphase einer quantitativen Hypothesenprüfung reduziert werden. Qualitative Forschung sollte eher zur Entwicklung von datengestützten Theorien führen.

Eine wichtige Kritik am qualitativen Forschungsparadigma bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die angebliche Voraussetzungslosigkeit des Forschers zu Beginn einer Untersuchung. Es ist unmöglich, bei einer Untersuchung das eigene Vorwissen, Erwartungen und den eigenen sozialen Hintergrund vollkommen auszuschalten. Ein bestimmtes Vorwissen ist schon deshalb notwendig, um die richtige Auswahl von Untersuchungsgegenständen zu treffen. Daher geht es im Rahmen einer qualitativen Untersuchung weniger um die Verleugnung des Hintergrundwissens, sondern vielmehr um deren bewusste Thematisierung und Steuerung im Forschungsprozess.

Ein zentraler Vorteil der qualitativen Forschung ist ihre Offenheit und Flexibilität. Offenheit bedeutet, dass der Forschungsprozess sich unter einer permanenten Überprüfung und Korrektur befindet. Offenheit betrifft dabei sowohl die Fragestellung und den Untersuchungsgegenstand als auch die Interpretation und Analyse von Daten. Es entsteht ein Dialog zwischen Fragestellung, Methoden, Daten, Hypothesen und Theorie, der den Rahmen der Untersuchung verändern kann. Das macht aus der qualitativen Sozialforschung eine sehr flexible Methode. Flexibilität bedeutet keine Richtungslosigkeit, sondern die Möglichkeit, auf unerwartete Ereignisse angemessen zu reagieren.

Aus der Flexibilität und Offenheit qualitativer Methoden folgt auch der Prozesscharakter qualitativer Forschung. Dabei bezieht sich die Prozesshaf-

tigkeit nicht nur auf den Untersuchungsvorgang, sondern auch auf Veränderungen des Untersuchungsgegenstandes. Soziale Wirklichkeit befindet sich nämlich in einer ständigen Bewegung. Wirklichkeitsdefinitionen zwischen Forscher und Erforschten müssen daher immer wieder neu ausgehandelt werden. Qualitative Methoden sind in diesem Zusammenhang durch ihre Flexibilität und Offenheit besonders dazu geeignet, soziale Phänomene zu untersuchen.

Soziale Wirklichkeit wird schließlich durch Kommunikation konstruiert. Aus diesem Grund betrachtet qualitative Forschung die Kommunikation und Interaktion zwischen dem Forscher und dem Befragten als konstitutiven Bestandteil eines Forschungsprozesses. Diese Sichtweise steht im Gegensatz zur quantitativen Forschung, welche die Kommunikation zwischen Forscher und Erforschten als Störfaktor betrachtet und demzufolge auf ein Minimum zu reduzieren sucht.

Die vorliegende Untersuchung über hybride Identitäten im deutsch-chilenischen Raum ist weiterhin nicht nur qualitativ, sondern auch *transnational* angelegt. Aus diesem Grund ist es wichtig, auf einige Schwierigkeiten hinzuweisen, die in Kontext transnationaler bzw. interkultureller Forschung entstehen können (vgl. dazu Beck-Gernsheim 2004; teilweise auch Beck 2004).

Wer sich mit der Lebenssituation von Menschen mit Migrationshintergrund befasst, muss sich darüber im Klaren sein, dass die eigene kulturelle Zugehörigkeit sowohl bei der Erhebung als auch bei der Interpretation der Daten eine relevante Rolle spielen wird. Mit Hinsicht auf die Datenerhebung muss man zum Beispiel in Betracht ziehen, dass es sich hier mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine interkulturelle Begegnung handelt. Daraus entstehen verschiedene Schwierigkeiten. Zunächst einmal wird das Interview selbst zu einem Szenario der Aushandlung kultureller Zuschreibungen. Dabei ist es nicht unwichtig, wer über wen schreibt und welche Bilder man über den jeweils anderen im Kopf hat. So hat Dannenbeck (2002) in seiner Untersuchung über Selbst- und Fremdzuschreibungen zum Beispiel gezeigt, dass es im Interview nicht selten zu einer Ethnisierung der Untersuchungspersonen kommt.

Darüber hinaus darf man den Effekt kultureller Distanz auf die Kommunikation nicht unterschätzen. Verbale und nicht verbale Regeln der Kommunikation unterscheiden sich beispielsweise von einem kulturellen Kontext zum anderen. Das kann während des Interviews – selbst bei einwandfreien Sprachkenntnissen – zu Missverständnissen führen. Die Frage ist, wie viel entgeht unserem Bewusstsein und wie gut können wir unseren Gesprächspartner verstehen? Und vor allem, wie viel wissen Forscher über die Schwierigkeiten, die bei einer interkulturellen Begegnung auftreten können?

Ein wichtiger Aspekt interkultureller Begegnungen im Interview betrifft die Sprach- und Übersetzungsprobleme, die hier entstehen. Zunächst muss man sich auf eine Sprache einigen. Das ist nicht unwichtig. Eine bestimmte Sprachwahl kann nämlich gewisse Themenbereiche erst zugänglich machen. Außerdem kann man zwar eine Sprache beherrschen, sich aber in einer ande-

ren wohler fühlen. Aus diesem Grund wäre es beispielsweise wichtig, die Sprache während des Interviews freistellen zu können. Das wiederum hängt von den Sprachkompetenzen des Forschers ab. Diese sollten bei einer interkulturellen Begegnung ausreichend sein, ansonsten kann es zu Verzerrungen der Untersuchungsergebnisse kommen. Wenn Personen zum Beispiel dazu gezwungen sind, sich in einer bestimmten Sprache auszudrücken, kann es dazu kommen, dass gewisse Themenbereiche durch mangelnde Übertragbarkeit der Konzepte nicht richtig übersetzt werden können. Das kann die Kommunikation über diesen Aspekt unscharf machen. Außerdem wird ein monolingualer Forscher kaum ein *code switching* bzw. Sprachwechsel feststellen können.

Ein weiterhin entscheidender Aspekt im Rahmen einer interkulturellen Begegnung im Interview ist die Position, die der Forscher und die Untersuchungsperson in der Machthierarchie der Gesellschaft einnehmen. Typischerweise befindet sich der Forscher in einer sicheren Position innerhalb der dominanten Mehrheitsgesellschaft, während der Status von Personen mit Migrationshintergrund eher unsicher und prekär ist. Dabei können sich die Angehörigen einer Mehrheitsgesellschaft nicht immer in die Lage von Minderheiten hineinversetzen. Wie Beck-Gernsheim (2004) sagt, die Angehörige einer Mehrheitsgesellschaft genießen ihre Privilegien mit nichtwissender Selbstverständlichkeit und haben nur eine sehr ungenaue Vorstellung der Lebenssituation von Minderheiten.

Des Weiteren sollte man überprüfen, inwiefern eine bestimmte Erhebungsmethode in unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Kontexten anwendbar ist. Dabei geht es um die Äquivalenz einer bestimmten Forschungstechnik. Äquivalenz ist ein Schlüsselkonzept im Rahmen transnationaler vergleichender Forschung und bezieht sich auf die Vergleichbarkeit zwischen unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten. In diesem Zusammenhang muss das Erhebungsinstrument einer transnationalen Untersuchung (z.B. das Interview) nicht jeweils identisch, sondern äquivalent strukturiert sein. Mit anderen Worten, Fragestellungen können nicht direkt übersetzt werden, sondern müssen bedeutungsgleich sein. Das heißt, sie müssen auf eine gleiche Variable ausgerichtet sein. Dabei muss die jeweilige Bedeutungsstruktur eines sozialen und kulturellen Kontextes berücksichtigt werden (Kolb/Wirth 2001; Niedermayer 1987). Äquivalenz muss weiterhin auch im Rahmen der Datenauswertung beachtet werden. In dieser Hinsicht spricht man von interpretativer Äquivalenz. Diese bezieht sich auf eine äquivalente Bedeutung von Konzepten, so dass alle Beteiligten unter einem selben Konzept das gleiche verstehen (Zucha 2002; van de Vijver/Fons 1998).

Die Interpretation von Daten in einem interkulturellen Kontext ist im Bereich der qualitativen Forschung besonders wichtig. Es verlangt von dem Forscher ein ausreichendes Wissen über den Kulturraum, den er untersucht. Ansonsten bleibt er in seiner eigenen Bedeutungsstruktur gefangen: Er wird bestimmte Inhalte nicht aufnehmen, missverstehen oder falsch einordnen. Darüber hinaus muss der Forscher seine Annahmen und Interpretationsschritte so

weit wie möglich offen legen. Ansonsten läuft er die Gefahr, implizite Vorannahmen und kulturelle Stereotypen unbewusst zu wiederholen.

Die Auswahl der Interviewpartner

Im Rahmen meiner Untersuchung über hybride Identitäten in einem deutsch-chilenischen Raum ging es bei der Auswahl der Interviewpartner zunächst einmal um die Definition des deutsch-chilenischen Raumes und anschließend um die Frage, wer innerhalb dieses Raumes als hybrides Subjekt betrachtet werden konnte.

Definition des deutsch-chilenischen Raumes

Der Ausgangspunkt meiner Überlegungen war, dass der deutsch-chilenische Raum in Chile ein Raum der Hybridisierung von Kultur und somit ein wichtiger Kontext für die Herausbildung hybrider kultureller Identitäten ist. Die Frage, weshalb ich mich ausgerechnet mit diesem und nicht mit einem anderen kulturellen Zwischenraum beschäftigt habe, steht einerseits in Verbindung mit meiner persönlichen Biografie und andererseits in Zusammenhang mit der Beobachtung, dass die Angehörigen der deutsch-chilenischen Gemeinschaft in der chilenischen Gesellschaft keinen Minderheitenstatus einnehmen. Diese Situation verändert den Ausgangspunkt theoretischer Überlegungen bezüglich Personen mit Migrationshintergrund, die in der Literatur i.d.R. als Angehörige einer Minderheit definiert werden. Ich habe erwartet, dass diese Verschiebung zu einer Erweiterung der Erkenntnisse über hybride Identitäten führt.

Wie gesagt bin ich davon ausgegangen, dass der deutsch-chilenische Raum ein kultureller Zwischenraum ist (vgl. zu diesem Begriff u.a. Bronfen/Marius 1997; Bhabha 1997, 2000). Damit meine ich einen Raum, an dem sich deutsche und chilenische Kultur begegnen und gegenseitig verändern. Der Ursprung des deutsch-chilenischen Raumes bezieht sich auf die deutsche Einwanderung in Chile seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese kann als Diaspora (vgl. dazu Hall 2000a) betrachtet werden, das heißt als eine Gruppe von Menschen, die in einen fremden Ort ausgewandert sind und dort ihre Herkunftskultur weiterhin gepflegt haben. Dabei sind sie gleichzeitig in Kontakt mit der Kultur des Gastlandes gekommen. Sie haben gelernt, sich an die neue Umgebung anzupassen und unterschiedliche kulturelle Elemente zu verknüpfen.

Mit der Zeit haben die Angehörigen der deutschen Diaspora in Chile weiterhin eine Einwanderergesellschaft (vgl. dazu Heckmann 1981, Kalpaka 1986, Kalpaka/Räthzel 1990) aufgebaut, die durch die Existenz von verschiedenen Institutionen gekennzeichnet ist. Dabei haben besonders die deutschen Schulen einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erhaltung der deutschen Gemeinschaft in Chile geleistet. Die Herausbildung von Institutionen und sozialen Netzwerken hat weiterhin dazu beigetragen, dass sich die deutsche Einwanderergesellschaft in Chile zu einem wichtigen Anschlusspunkt für neue

Einwanderer aus Deutschland entwickelte. Das hat dazu geführt, dass es heute in Chile sehr unterschiedliche deutsche Einwanderergenerationen gibt. Mit anderen Worten, man kann innerhalb der deutsch-chilenischen Gemeinschaft sowohl Personen der fünften oder sechsten als auch Migranten der ersten Generation vorfinden. Das hatte Konsequenzen auf die Auswahl der Interviewpartner, da offensichtlich nicht jeder Angehörige der deutsch-chilenischen Gemeinschaft als hybrides Subjekt betrachtet werden kann.

Dadurch dass es innerhalb der deutsch-chilenischen Einwanderergesellschaft gleichzeitig so unterschiedliche Generationen von deutschen Nachkommen gibt, kann man auch davon ausgehen, dass die meisten Nachkommen ehemaliger deutscher Einwanderer sich auf chilenische und deutsch-chilenische Netzwerke innerhalb der Grenzen von Chile beschränken, während nur ein geringer Teil an grenzenüberschreitenden transnationalen Netzwerken zwischen Chile und Deutschland teilnimmt. Daher bin ich der Ansicht, dass der deutsch-chilenische Raum überwiegend keinen transnationalen Raum darstellt. Gleichwohl muss man hinzufügen, dass es transnationale Netzwerke zwischen Chile und Deutschland gibt und dass sie an bestimmten Stellen der deutsch-chilenischen Einwanderergesellschaft anknüpfen. Eine wichtige Schnittstelle zwischen deutsch-chilenischer Gemeinschaft und transnationalen Räumen kann innerhalb der deutschen Begegnungsschulen verortet werden. In Übereinstimmung mit meinem Forschungsvorhaben waren diese Anschlusspunkte zwischen deutsch-chilenischer Gemeinschaft und transnationalen Netzwerken von besonderen Interesse, da ich davon ausgegangen bin, dass die Auseinandersetzung mit kulturellen Differenzen und die Herausbildung hybrider kultureller Identitäten hier besonders deutlich zum Vorschein kommen.

Ab hier wird die Definition des deutsch-chilenischen Raumes komplex, da die Grenzen dieser Gemeinschaft nicht restlos mit einer deutschen Abstammung übereinstimmen. Der deutsch-chilenische Raum umfasst also nicht nur Nachkommen ehemaliger deutscher Einwanderer, sondern auch Personen, die aus verschiedenen Gründen einen Kontakt zur deutschen Kultur aufgebaut haben: Zum Beispiel aufgrund von Migrationserfahrung, eines deutschen oder eines deutsch-chilenischen Partners, von Partizipation an deutsch-chilenischen Institutionen oder Interesse für deutsche Kultur und Sprache. Die Aufnahme dieser Personen in der deutsch-chilenischen Gemeinschaft ist nicht immer eindeutig und unumstritten. Die Tatsache ist jedoch, dass sie auch als Teil des deutsch-chilenischen Raumes betrachtet werden müssen. Das hat Konsequenzen für die Auswahl von Interviewpartnern, da die Angehörigen des deutsch-chilenischen Raumes nicht nur durch ihre Abstammung, sondern auch durch ihre Sozialisation bzw. biografische Erfahrung definiert werden können.

Wer kommt als hybrides Subjekt in Frage?

Qualitative Forschung bevorzugt bei der Datenerhebung eine theoretische statt eine statistische Stichprobe. Wichtig ist also nicht die statistische Verteilung bestimmter Merkmale, sondern vielmehr ihre Bedeutung mit Hinsicht auf die Entwicklung einer Theorie. Es geht also weniger um Quantität als um Qualität. Die Herangehensweise an den Forschungsgegenstand ist dabei offen. Das heißt, dass der Forscher seine Untersuchung zunächst einmal ohne ausgearbeitetes theoretisches Konzept bzw. mit einer einfachen Vorstellung des Problems beginnt. Die Relevanz einzelner Merkmale und das Problem selbst kristallisieren sich in diesem Zusammenhang erst im Laufe der Untersuchung heraus. Daher ist es auch wichtig, die Datenerhebung am Anfang möglichst breit zu organisieren, so dass eine große Vielfalt an Daten vorhanden ist. Eine größere Vielfalt ermöglicht einen besseren Vergleich zwischen den Daten und bringt somit die Theoriebildung voran (vgl. u.a. Glaser/Strauss 1998; auch Lamnek 1995; Gutiérrez/Delgado 1994).

Aus den Überlegungen zum deutsch-chilenischen Raum und unter Berücksichtigung der Literatur über hybride Identitäten habe ich zunächst zwei Kriterien zur Auswahl von Interviewpartnern abgeleitet: (1) Zumindest einen deutschen Elternteil und/oder (2) ein mindestens drei Jahre langer Aufenthalt in Deutschland. Im ersten Fall habe ich erwartet, dass die Betroffenen in einem biculturellen Kontext sozialisiert wurden und dabei eine hybride Identität entwickelten. Im zweiten Fall habe ich erwartet, dass der jahrelange Aufenthalt im Ausland eine Hybridisierung der kulturellen Identität veranlasst hatte.

Anhand dieser Kriterien habe ich insgesamt 22 Personen interviewt. Darunter befanden sich acht Personen mit deutscher Abstammung. Sieben davon hatten deutsche Eltern, während eine Person der dritten Einwanderergeneration entsprach. Des Weiteren habe ich sieben Personen ohne deutsche Abstammung interviewt, die mehrere Jahre lang in Deutschland gelebt hatten und anschließend nach Chile zurückgekehrt waren. Sechs weitere Personen erfüllten beide Kriterien, das heißt, sie besaßen sowohl eine deutsche Abstammung als auch Migrationserfahrung. Schließlich gab es eine Person mit deutscher Abstammung, die mehrere Jahre lang in den USA lebte. Dieser Fall wurde später ausgelassen.

Die gesamten Interviews wurden in der chilenischen Hauptstadt Santiago geführt. Bisherige Untersuchungen über den deutsch-chilenischen Kontext haben sich fast ausnahmslos auf die Nachkommen ehemaliger deutscher Einwanderer in Südhile konzentriert. Dabei übersehen sie hauptsächlich zwei Aspekte: (1) Die deutsch-chilenische Gemeinschaft definiert sich nicht nur durch Abstammung, sondern auch durch biculturelle Sozialisation, (2) Die deutsch-chilenische Gemeinschaft beschränkt sich nicht auf den geografischen Raum in Südhile, sondern hat auch in anderen Teilen des Landes ein institutionelles und soziales Netzwerk aufgebaut. Mehr noch, ich behaupte, dass der Schwerpunkt der deutsch-chilenischen Gemeinschaft sich im Zuge der chilenischen Modernisierung und Verstädterung vom Süden in die Zentralregionen

des Landes verlagert hat. Diese Entwicklung kann man beispielsweise an den deutschen Schulen erkennen. So gibt es in Südhile keine Begegnungsschulen mehr, das heißt Schulen, an denen Deutsch als Muttersprache unterrichtet wird. Begegnungsschulen gibt es in Chile laut Definition nur zwei. Beide befinden sich in den zentralen Regionen Chiles (vgl. Werner 1970; auch Informationen der deutschen Botschaft in Chile¹). So kann man davon ausgehen, dass Deutsch-Chilenen in Zentralchile und insbesondere in Santiago mit höherer Wahrscheinlichkeit an transnationalen Netzwerken beteiligt sind und über bessere sprachliche und interkulturelle Kompetenzen verfügen als Chilenen deutscher Herkunft in Südhile. Darüber hinaus ist es auch wahrscheinlicher, dass neue Migranten aus Deutschland sich vorzugsweise in der chilenischen Hauptstadt und nicht im Süden niederlassen. Daher findet eine Erneuerung des deutsch-chilenischen Kontextes auch eher in Santiago als im Süden statt. Aus diesem Grund wurden alle Interviews in Santiago durchgeführt, wobei ich noch hinzufügen muss, dass zwei Interviewpartner zum Zeitpunkt des Interviews zwar in der Hauptstadt lebten, jedoch ursprünglich im Süden aufgewachsen waren. Obwohl das nicht vorgesehen war, bieten diese Interviews einen guten Kontrast zwischen der Entwicklung des deutsch-chilenischen Kontextes in Südhile und in Santiago an.

Aus den 22 ursprünglich geführten Interviews wurden schließlich 13 für eine Auswertung ausgewählt. Dabei habe ich hauptsächlich eine Korrektur des zweiten Auswahlkriteriums (d.h. ein mindestens drei Jahre langer Aufenthalt in Deutschland) getroffen. Mein Fehler bei der Definition dieses Kriteriums war die Gleichsetzung von Auslandserfahrung mit bikultureller Sozialisation. Der Unterschied liegt im Zeitpunkt der Begegnung mit unterschiedlichen kulturellen Kontexten. Es hat sich herausgestellt, dass Menschen, die während ihrer Kindheit eine monokulturelle Sozialisation erfahren hatten und erst später auswanderten, vorwiegend zu einer pragmatischen Anpassung und weniger zu einer Auseinandersetzung mit ihrer kulturellen Identität neigten. Im Gegensatz dazu hat sich gezeigt, dass eine bikulturelle Sozialisation während der Kindheit zu einer wichtigen Auseinandersetzung mit kultureller Identität führte. Demzufolge habe ich mein Auswahlkriterium neu definiert und den Schwerpunkt auf die Erfahrung einer bikulturellen Sozialisation gelegt.

Damit habe ich vorwiegend eine deutsch-chilenische zweite Generation von Migranten erfasst, das heißt eine Gruppe von Menschen, deren Eltern aus verschiedenen Gründen nach Deutschland/Chile auswanderten. Sie erfuhren allesamt eine deutsche und chilenische bikulturelle Sozialisation. Das Besondere an meiner Stichprobe ist jedoch, dass ein Teil der Interviewpartner in Chile und ein weiterer Teil in Deutschland aufwuchsen und erst später nach Chile zurückkehrten. So kommt es, dass ein Teil der Interviewten eine klassische zweite Generation von Migranten darstellt, während der andere Teil als zweite Generation mit zusätzlicher Migrationserfahrung betrachtet werden kann. Wichtig ist, dass sich alle zum Zeitpunkt des Interviews in Chile befanden.

1 Siehe <http://www.embajadadealemania.cl>, Stand: 01.03.06

den und somit als Teil des deutsch-chilenischen Raumes definiert werden konnten. Bei allen habe ich schließlich erwartet, dass sie aufgrund ihrer bikulturellen Sozialisation eine hybride kulturelle Identität herausgebildet hatten und dass sie zumindest teilweise in Kontakt zu transnationalen Netzwerken standen.

Neben dem Kriterium der bikulturellen Sozialisation habe ich zusätzlich noch eine Altersgrenze eingeführt. Durch diese Altersgrenze habe ich mich auf junge Erwachsene konzentriert und ältere Generationen ausgeschlossen. Diese Entscheidung hat verschiedene Gründe. Einerseits bin ich davon ausgegangen, dass junge Menschen mit größerer Wahrscheinlichkeit mit bestimmten Entscheidungen konfrontiert werden (z.B. welche Ausbildung, welcher Lebensstil oder wie und wann ziehe ich aus dem Elternhaus aus). Bei jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund ist es dabei wahrscheinlich, dass diese Entscheidungen mit kulturellen Fragen verbunden werden. So geht es möglicherweise nicht nur um die Bestimmung einer gewissen Ausbildung, sondern auch um den Standort dieser Ausbildung. Die Auswertung meiner Daten zeigt zum Beispiel einen wichtigen Zusammenhang zwischen der Frage nach dem Lebensort, der Wahl einer Ausbildung und dem Auszug aus dem Elternhaus.

Andererseits gab es bei Interviewpartnern ohne Migrationserfahrung generationsspezifische thematische Schwerpunkte. So war der zweite Weltkrieg das zentrale Interviewthema bei der Großelterngeneration der interviewten Deutsch-Chilenen. Bei der Elterngeneration lag der Schwerpunkt auf den Erlebnissen während der Diktatur. Im Gegensatz dazu distanzierte sich die jüngere Generation sowohl von den Ereignissen des zweiten Weltkrieges als auch von den Erlebnissen während des Militärregimes. Ihre Erzählungen waren vielmehr durch eine Auseinandersetzung mit Prozessen der Globalisierung und Individualisierung geprägt. Im Vergleich zu älteren Interviewpartnern stand bei jungen Erwachsenen die Frage nach der kulturellen Identität auch viel stärker im Vordergrund.

Der Weg zum Interview

Ich habe einen Teil der Interviews von Deutschland aus arrangiert. Dafür habe ich mich mit Bekannten und Familienangehörigen in Deutschland und Chile in Verbindung gesetzt und sie darum gebeten, ob sie mir bei der Suche nach Interviewpartnern behilflich sein könnten. Die Befragten sollten dabei nicht nur die oben erwähnten Kriterien erfüllen, sondern sich auch außerhalb meines direkten Bekanntenkreises in Chile befinden. Dadurch wollte ich eine zu nahe Beziehung zu den Interviewpartnern vermeiden.

Der erste Kontakt zu den Erforschten wurde durch meine Kontaktpersonen durchgeführt. Dabei gaben die zu befragenden Personen meinen Kontaktpartnern eine erste Zusage zum Interview. Daraufhin habe ich sie angerufen und ihnen das Ziel meiner Untersuchung und des Interviews genauer erklärt. In diesem Zusammenhang gab es einige Personen, die es sich anders überlegten und ihre Zusage zum Interview zurücknahmen. Diese Situation kam jedoch

eher selten vor. In den meisten Fällen konnten wir einen Termin vereinbaren. Die meisten Termine wurden auch ohne Zwischenfälle eingehalten. Die Vermittlung der Interviews anhand von Kontaktpersonen hat sich als hilfreiche Strategie erwiesen. Sie erleichterte einerseits die Zusage zu einem Interview. Andererseits schaffte sie eine Vertrauensgrundlage zu Beginn des Interviews: Indem mich die Befragten verorten konnten, hatten sie weniger Vorbehalte und zeigten sich weniger verunsichert gegenüber der Interviewsituation.

Einen anderen Teil der Interviews habe ich in Chile selbst arrangiert. Dabei haben mir hauptsächlich die Interviewpartner selber geholfen. So haben sich mehrere dazu bereit erklärt, mir bei der Suche nach neuen Gesprächspartnern zu helfen.

Aufgrund der beschränkten Zeit, die ich in Chile für die Interviews zu Verfügung hatte, habe ich keine theoretische Stichprobe durchführen können (vgl. dazu u.a. Glaser/Strauss 1998; Strauss 1998; Lamnek 1995). Eine theoretische Stichprobe wählt die Untersuchungspersonen nach ihrer theoretischen Bedeutsamkeit aus. Dabei wird zu Beginn einer Untersuchung weder die Größe noch der Aufbau der Stichprobe festgelegt. Diese ergeben sich im Laufe des Forschungsprozesses. Das bedeutet, dass man zunächst eine beschränkte Anzahl von Interviews führt und diese gleichzeitig auswertet. Daraus werden Hypothesen abgeleitet, die dann eine erneute Auswahl von Interviewpartnern steuern. Dieser Vorgang sollte erst aufhören, wenn eine theoretische Sättigung erreicht wird, dass heißt, wenn für eine bestimmte Kategorie keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden.

Obwohl die Stichprobe vor meiner Abreise nach Chile noch weitgehend offen war und ich sie teilweise erst vor Ort aufgebaut habe, war es nicht möglich, in so kurzer Zeit gleichzeitig Daten zu erheben und zu analysieren. Die Suche nach Interviewpartnern orientierte sich zwar an theoretischen Kriterien, doch sie wurde nicht durch eine weitere Analyse des Materials vorangetrieben. Da diese Lage von Anfang an voraussehbar war, habe ich die Kriterien für eine Teilnahme an der Untersuchung auch flexibel gehandhabt und teilweise Interviews geführt, von denen ich nicht ganz sicher war, ob ich sie später für meine Untersuchung verwenden konnte. Dahinter lag die Annahme, dass ich anhand einer Revision des vielfältigen Materials meine Auswahlkriterien verfeinern und damit eine differenzierte Selektion der zu auswertenden Interviews treffen konnte.

Die Erhebung der Daten

Das Interview

Ich habe mit meinen Interviewpartnern qualitative Leitfadeninterviews geführt. Ein Interview ist eine Gesprächssituation, in der eine Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen zu verbalen Informationen angeregt wird (Lamnek 1995). Das qualitative Interview (vgl. dazu Lamnek 1995; Hopf

2000) zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, dass es nicht oder nur teilweise standardisiert ist. Bei standardisierten Befragungen hat der Interviewer einen Fragebogen, der im Interview abgefragt wird. Dabei sind die Fragen meistens geschlossen, d.h. die möglichen Antworten auf die Fragen werden von dem Forscher vorgegeben. Außerdem ist die Reihenfolge der Fragen vorab festgelegt. Standardisierte Befragungen orientieren sich daher nicht am Relevanzsystem des Befragten und fördern auch keine Kommunikation zwischen den Gesprächspartnern. Im Gegensatz dazu hat der Forscher in einem nicht-standardisierten Interview meistens keinen Fragebogen und keine festgelegte Reihenfolge oder Formulierung der Fragen. Es gibt nur ein bestimmtes Rahmenthema, über das man sich im Verlauf des Interviews unterhält. Der Interviewer nimmt dabei die Haltung eines interessierten Zuhörers ein. Seine Interventionen beschränken sich hauptsächlich auf Kommentare, die eine Fortsetzung der Erzählung der Untersuchungsperson anregen sollen. Diese Interventionen erfolgen erst, wenn dem Interviewpartner nichts mehr einfällt. Der Einfluss auf die Erzählung des Befragten sollte dabei so gering wie möglich sein. Zwischen beiden Extremen befindet sich die halb-strukturierte Befragung. Hier besitzt der Forscher einen Interviewleitfaden, doch die Reihenfolge und die Formulierung der Fragen sind grundsätzlich offen und flexibel.

Wie gesagt ist Offenheit ein wichtiges Prinzip des qualitativen Interviews. Diese Offenheit bezieht sich in diesem Fall hauptsächlich auf die Fragestellung. Bei einer offenen Frage gibt es kein vorgegebenes Antwortschema. Somit kann der Befragte in einem Interview seine eigenen Prioritäten setzen und wird nicht in das Schema des Forschers gezwängt. Außerdem gibt es keine vorab festgelegte Reihenfolge der Fragen. Fragen werden entsprechend dem Verlauf des Interviews präsentiert. Darüber hinaus sollte das qualitative Interview so weit wie möglich einer Alltagssituation gleichen. Das impliziert, dass Personen in einer möglichst vertraulichen und alltäglichen Umgebung interviewt werden sollten.

In Übereinstimmung mit den Vorgaben qualitativer Interviews habe ich die Gespräche mit meinen Interviewpartnern grundsätzlich in deren Wohnungen geführt. Diese Vorgehensweise hat die Interviewsituation für alle Beteiligten merklich entspannt. Oft haben wir uns zum Kaffee oder zum Frühstück getroffen. In einigen Fällen hatte ich auch die Möglichkeit, andere Familienmitglieder oder Mitbewohner zu treffen. Diese Situation hat mir einen guten Einblick in das Umfeld der Befragten gegeben, wodurch ich mich auch besser in ihre Lage hineinversetzen konnte.

Zu Beginn eines Treffens habe ich mich meinen Gesprächspartnern erst vorgestellt. Dabei konnten sich die meisten Befragten mit einem Teil meiner Geschichte identifizieren. Das hat ihr Vertrauen gegenüber mir und der Interviewsituation verstärkt. Interviewpartner aus einer deutschen Schule identifizierten sich beispielsweise mit meinem deutsch-chilenischen Hintergrund. Einige hatten befürchtet, ich wäre eine echte Deutsche und würde sie aus diesem Grund nicht richtig verstehen können. Andererseits waren viele darüber erleichtert, dass sie das Interview nicht auf Deutsch führen mussten. Diejenigen,

die in Deutschland gelebt hatten, identifizierten sich stark mit meiner Erfahrung in der Bundesrepublik und wollten wissen, wie die gegenwärtige Situation in diesem Land war. Man kann also davon ausgehen, dass die Verständnisgrundlage in den Interviews allgemein gesichert war. Die Wahrscheinlichkeit interkultureller Missverständnisse war in diesem Zusammenhang sehr gering. Es ergab sich eher das entgegengesetzte Problem, nämlich dass die Befragten bei bestimmten Themen davon ausgingen, dass ich davon Bescheid wusste und sich daher nicht weiter dazu äußerten. Sofern mir diese Situation bewusst war, habe ich die Interviewpartner darum gebeten, dass sie mir diesen Aspekt noch einmal ausführlich erklären.

Ein wichtiges Verhandlungsthema zu Beginn des Gesprächs war die Sprache des Interviews. Normalerweise habe ich den Kontakt zu den Interviewpartnern auf Spanisch aufgenommen, da wir uns in Chile befanden und ich keinen Grund zur Annahme hatte, dass sie sich nur auf Deutsch verständigen konnten. Zu Beginn des Interviews habe ich den Befragten jedoch die Wahl offen gelassen, ob sie das Gespräch auf Deutsch oder auf Spanisch führen wollten. Dabei gab es nur eine Person, die das Interview auf Deutsch führen wollte. Der Rest hat Spanisch als Kommunikationsmittel vorgezogen. Dennoch haben viele die Möglichkeit einer Doppelsprachigkeit wahrgenommen und unter bestimmten Umständen *code switching* bzw. Sprachwechsel vollzogen.

Ich hatte mich auf jeden Fall für beide Situationen vorbereitet, d.h. sowohl für ein Interview auf Spanisch als auch für ein Interview auf Deutsch. Meine vorherigen theoretischen Überlegungen hatte ich jedoch auf Deutsch verfasst. Das heißt, dass ich im Rahmen eines spanischen Interviews meine Fragen bedeutungsgleich ins Spanische übertragen musste. Dabei ist es wichtig anzumerken, dass nicht alle Begriffe einwandfrei übersetzt werden konnten. Damit beziehe ich mich konkret auf das Konzept der Heimat, das man nicht eins zu eins ins Spanische übertragen kann. Das hat Folgen in Bezug auf die Ergebnisse der Auswertung.

Nachdem die Sprache des Interviews geklärt war, habe ich meine Gesprächspartner in das Thema meiner Dissertation und das Ziel des Interviews eingeführt und allgemeine Fragen dazu beantwortet. In diesem Zusammenhang habe ich ihnen auch die Vorgehensweise qualitativer Interviews erklärt und technische Aspekte bezüglich der Tonbandaufnahme und Anonymisierung der Interviews thematisiert. Dabei habe ich den Befragten angeboten, sich selbst ein Pseudonym auszusuchen. Die meisten haben dieses Angebot aber nicht wahrgenommen und überließen mir die Aufgaben, ihnen einen anderen Namen zu finden. Anschließend habe ich ihnen einige allgemeine Fragen zu Alter, Bildung, Staatsangehörigkeit und Sprachkenntnisse gestellt. Dadurch konnten sich die Befragten langsam auf die Interviewsituation und das laufende Tonband einstellen.

Wie schon angemerkt, hatte ich für die Interviews einen Leitfaden vorbereitet. Dabei hatte ich sowohl die Literatur über hybride Identitäten als auch meine eigene Erfahrung in Bezug zum Thema und zum Forschungskontext

berücksichtigt. Meine Eingangsfrage bezog sich dabei auf die Beziehung der Interviewpartner zu Chile und zu Deutschland (z.B. Kannst du mir über deine Beziehung zu Deutschland und Chile erzählen?). Diese Frage war wichtig, weil die Beziehung der Befragten zu beiden Kontexten nicht auf Abstammung beschränkt war, sondern auch auf Sozialisation beruhen konnte. Auf diese Eingangsfrage folgten in der Regel eine kategoriale kulturelle Selbstzuschreibung und eine Erzählung über die unterschiedlichen Migrationsgeschichten, die zu der gegenwärtigen Situation des Betroffenen geführt hatten. Darüber hinaus wurden an dieser Stelle oftmals Informationen über die Einbindung in bestimmte Netzwerke (z.B. transnationale Netzwerke) und Partizipation an Institutionen der Einwanderergesellschaft (z.B. deutsche Schulen) gegeben.

Während dieser Erzählung habe ich mich auf das Zuhören beschränkt und die Person nicht unterbrochen. Erst wenn der Befragte seine Erzählung beendet hatte, habe ich weitere Fragen in Bezug auf das Erzählte gestellt. Nachdem ein Themenbereich beendet war, habe ich die nächste sich anbietende Frage gestellt. Meistens entsprach der zweite Themenbereich der Frage nach Differenzerfahrungen (Hast du dich aufgrund deiner kulturellen Zugehörigkeit schon einmal anders gefühlt?). Differenzerfahrungen wurden in den meisten Fällen zum zentralen Thema bzw. zum roten Faden der Interviews und bezogen sich einerseits auf die Aushandlung von Zugehörigkeiten in Bezug auf verschiedene Kontexte (z.B. Deutsche Schule, chilenische Universität, Schule in Deutschland, usw.) und andererseits auf die Auseinandersetzung mit kulturellen Differenzen (z.B. Kulturschock oder Sozialschock). Differenzerfahrungen wurden je nach Situation mit einer Reihe von anderen vorgesehenen Themenkomplexe verbunden: Darunter befanden sich Fragen über Selbst- und Fremdzuschreibungen (Wie würdest du dich selber definieren? Wie meinst du, dass andere dich sehen?), über deutsche/chilenische Kultur im chilenischen/deutschen Alltag (Wie erlebst du deutsche/chilenische Kultur in deinem alltäglichen Leben?) und Fragen über wie, wann und warum eine bestimmte Zugehörigkeit biografisch relevant wird. Ein Thema, das in diesem Zusammenhang selten spontan angesprochen wurde, bezog sich auf den Begriff Heimat/Zuhause (Was verstehst du unter Heimat/Zuhause?). Kaum jemand hat dieses Thema selbst angesprochen. Diese Frage wurde in der Regel von mir thematisiert.

Darüber hinaus habe ich die Interviewpartner nach den wichtigsten Momenten in ihrem Leben gefragt. Dadurch wollte ich einen Überblick über den biografischen Lebenslauf der Befragten erhalten. Meistens entsprachen diese biografischen Highlights aber schon den Schwerpunkten, die während der vorangehenden Erzählung gesetzt worden waren. Schließlich habe ich den Interviewpartnern die Möglichkeit gegeben, sich zum Interview zu äußern und andere Themenbereiche vorzuschlagen, die von mir nicht angesprochen worden waren. Antworten auf diese letzte Frage haben weiterhin dazu geführt, dass ich meinen Interviewleitfaden erweitert und Fragen über institutionelle Partizipation berücksichtigt habe. Das betraf besonders die Teilnahme an deut-

schen Schulen, die ich in meinen ersten Überlegungen zum Thema vernachlässigt hatte.

Im Anschluss an das Interview habe ich mit den Befragten eine Netzwerkkarte erstellt. Danach haben wir uns meistens noch locker über verschiedene Dinge unterhalten. Viele haben sich in diesem Rahmen nach bestimmten Themen, wie z.B. ein Aufbaustudium in Deutschland, erkundigt. Andere wollten wissen, wie ich selber zu den Fragen des Interviews stand. Nach diesem Informationsaustausch habe ich meinen Gesprächspartnern eine Pralinschachtel als Dank für ihre Mitarbeit gegeben. Schließlich habe ich bei nächster Gelegenheit meine gesamten Impressionen zum Interview notiert.

Die Netzwerkkarte

Neben dem Interview wurden auch qualitative Netzwerkkarten erstellt. Die Verwendung von Netzwerkkarten sollte dabei einen besseren Einblick in das Beziehungsnetz der Befragten erlauben und – sofern es zutrifft – die Konstitution von transnationalen Räumen erleuchten.

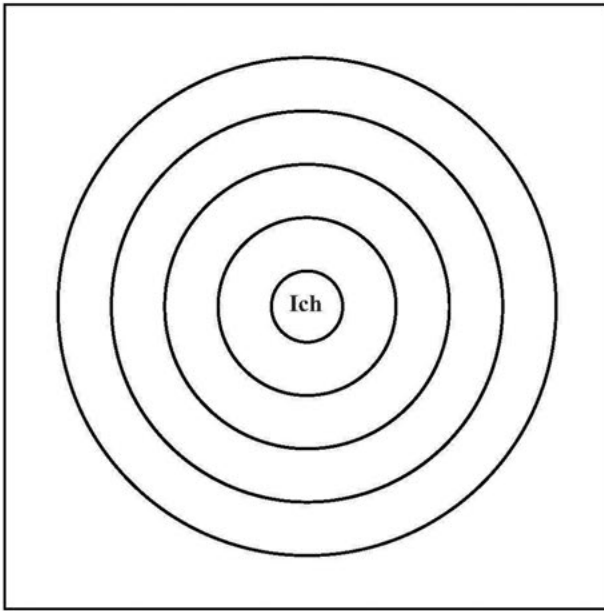
Qualitative Netzwerkmethoden (vgl. zum Thema Straus 1994, 2001, 2002) sind noch relativ wenig entwickelt worden. Bisher wurden soziale Beziehungen innerhalb der qualitativen Forschung hauptsächlich im Rahmen eines qualitativen Interviews auf verbaler Form erfasst. Erst in letzter Zeit verwendet man auch andere qualitative Methoden zur Erfassung von sozialen Beziehungen. Ein Grund dafür ist die Methodentriangulation, d.h. die gezielte Verknüpfung verschiedener Methodenansätze innerhalb einer einzigen Untersuchung. Durch Triangulation kann ein Forschungsgegenstand von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden. Triangulation dient der Validierung qualitativer Forschung (vgl. dazu auch Flick 2000b).

Eine erste qualitative Netzwerkanalyse wurde von Elisabeth Bott Anfang der 50er-Jahre entwickelt. Qualitative Netzwerkmethoden gerieten in den darauf folgenden Jahren aufgrund der Quantifizierung sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden jedoch in Vergessenheit und erfuhren erst Ende der 1970er-Jahre eine erneute Renaissance. Zu diesem Zeitpunkt wurden unterschiedliche qualitative Netzwerkanalysen entwickelt. Eine Variante davon – EGONET-QF – wurde dabei speziell für den Einsatz in qualitativen Interviews verfügbar gemacht. EGONET-QF ist eine egozentrierte Netzwerkdarstellung. Egozentrierte Netzwerkdarstellungen visualisieren das soziale Netzwerk einer Einzelperson. Bei EGONET-QF besteht die Darstellung aus einer Mehrzahl konzentrischer Kreise um ein in der Mitte gelegenes „Ich“ (s. Abbildung 2). Egozentrierte Netzwerkkarten werden zunehmend verwendet, weil sie die Subjektbildung von Menschen in westlichen Gesellschaften widerspiegeln (Straus 1994, 2002).

Bevor man eine Netzwerkkarte verwendet, sollte man zunächst einmal ihre Funktion im Interview klären. Eine Netzwerkanalyse kann zum Beispiel als zentrale Methode oder als Ergänzung zum Interview verwendet werden. In meinem Fall habe ich die Netzwerkkarten vorwiegend als ergänzende Erhe-

bungsmethode verwendet. Das heißt, ich habe den Überblick über die sozialen Beziehungen meiner Befragten hauptsächlich als zusätzliche Information und Unterstützung bei der Auswertung der Interviews verwendet.

Abbildung 2: Netzwerkkarte EGONET-QF



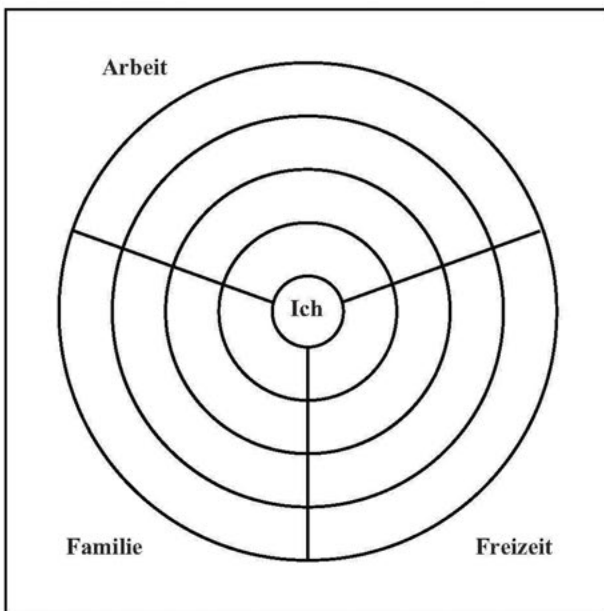
Bei der Anwendung der qualitativen Netzwerkmethode braucht man eine Korkplatte als Unterlage (möglichst A3), eine Grundkarte (ebenfalls möglichst A3), Markierungsnadeln, Heftetiketten und Klebepunkte. In meinem Fall habe ich aufgrund praktischer Erwägungen auf die A3-Version der Netzwerkkarte verzichten müssen. Dagegen habe ich eine A4-Version verwendet. Ich habe grundsätzlich auch Stifte und Radiergummi statt Markierungsnadeln und Heftetiketten benutzt.

Ich habe die Netzwerkkarte meistens am Ende des Interviews eingeführt. Dabei habe ich meinen Interviewpartnern erklärt, ich würde mich für ihre sozialen Beziehungen sowohl in Chile als auch in Deutschland interessieren. Daraufhin habe ich ihnen die Netzwerkkarte gezeigt und kurz erklärt, worum es bei dieser Erhebungsmethode geht. Anschließend habe ich den Befragten Papier und Stift überreicht und sie darum gebeten, dass sie als erstes die wichtigsten Bereiche in ihrem Leben notieren. Um zu verdeutlichen, was ich unter Lebensbereiche verstand, habe ich meine eigenen Lebensbereiche als Beispiel benannt (z.B. Arbeit, Familie, usw.). Danach darauf habe ich die Interview-

partner aufgefordert, die Personen zu benennen, die im jeweiligen Lebensbereich relevant waren.

Bis zu diesem Punkt wurden alle Informationen auf ein Blatt Papier geschrieben und noch nicht in die Netzwerkkarte eingetragen. Der nächste Schritt bestand also darin, diese Informationen in die Netzwerkkarte einzutragen. Dafür wurde die Netzwerkkarte wie eine Torte nach Lebensbereichen eingeteilt. Jeder Lebensbereich entspricht auf der Netzwerkkarte einem Sektor (s. Abbildung 3). Die Größe der Sektoren wird nach der Bedeutung des jeweiligen Lebensbereiches festgelegt. Man kann die Sektoren – oder zumindest einen Teil der Sektoren – in Übereinstimmung mit dem Erkenntnisinteresse einer Untersuchung vorher bestimmen. Dadurch ermöglicht man die Vergleichbarkeit der einzelnen Netzwerkkarten. Das war bei mir nicht der Fall. Ich habe die Personen frei über ihre Sektoren entscheiden lassen. Daher ist die Vergleichbarkeit der Netzwerkkarten in meinem Fall auch eher reduziert.

Abbildung 3: Sektoren einer Netzwerkkarte



Nachdem die Netzwerkkarte nach Sektoren eingeteilt worden ist, werden die Personen eingetragen. Diese werden je nach Bedeutung weiter innen oder weiter außen positioniert. Bedeutung meint hier nicht Sympathie, sondern Relevanz, die eine Person für den Befragten hat. Im Idealfall werden Sektoren mit Fäden und Personen mit Stecknadeln und Hefetiketten gekennzeichnet. Die Netzwerkkarte wird dabei erst am Ende der Sitzung gesichert. Dieser

Vorgang soll den Befragten eine Modifizierung der Netzwerkkarte bis zum Ende des Interviews ermöglichen. Ich habe in dieser Hinsicht aus praktischen Gründen Stifte, Radiergummi und gegebenenfalls eine neue Netzwerkkarte vorgezogen. Am Ende habe ich die Interviewpartner darum gebeten, dass sie mir ihre Netzwerkkarte erklären. Je nach Situation habe ich bei einigen Aspekten nachgefragt. Der gesamte Vorgang wurde auf Tonband aufgenommen.

Das vorher dargestellte Verfahren entspricht dem Grundmodus der Netzwerkmethod. Je nachdem, welche Funktion die Netzwerkkarte innerhalb des Interviews einnimmt, kann man es bei diesem Grundmodus belassen oder die Netzwerkkarte unter einer spezifischen Fragestellung mit den Befragten analysieren. Obwohl die Netzwerkanalyse im Rahmen meiner Untersuchung nur als ergänzende Erhebungsmethode geplant war, habe ich die Interviewpartner trotzdem noch um zwei zusätzliche Angaben gebeten: Erstens sollten sie innerhalb Netzwerkkarte angeben, mit wem sie Deutsch, Spanisch oder beides sprechen. Dadurch habe ich eine visuelle Darstellung der Sprachkonstellationen meiner Interviewpartner erhalten. Zweitens habe ich die Befragten darum gebeten, dass sie die Personen auf ihrer Netzwerkkarte in kulturelle Kategorien einordnen. Dabei sollten sie mit Farben markieren, wen sie als deutsch, chilenisch oder deutsch-chilenisch betrachten.

Während der Anwendung der Netzwerkkarten bin ich auf bestimmte Schwierigkeiten gestoßen. Im Gegensatz zum Interview fiel es den Interviewpartnern oft schwer, die Vorgehensweise der Netzwerkkarten nachzuvollziehen. Kurioserweise stolperten die meisten bei der Definition von Lebensbereiche und bei der Einteilung der Netzwerkkarte in Sektoren. Besonders für ältere Interviewpartner war es schwer, einzelne Lebensbereiche zu abstrahieren. Eine weitere systematische Schwierigkeit war die Tendenz, Gruppen und nicht einzelne Personen einzutragen. Ich habe in diesem Fall darauf bestanden, dass einzelne Personen eingetragen werden sollten. Dennoch konnte ich nicht immer einen Gruppenkern herausarbeiten, da die Befragten oft darauf insistierten, dass ihr Verhältnis zu allen Personen in der Gruppe gleich ist.

Neben diesen Anwendungsschwierigkeiten tauchte auch die Frage bezüglich der Visualisierung von transnationalen Netzwerken auf. Ich habe in diesem Zusammenhang zwei unterschiedliche Strategien verfolgt: Wenn der Schwerpunkt des Netzwerkes eindeutig an einem einzigen Ort lokalisiert war und es nur vereinzelte grenzenüberschreitende Beziehungen gab, dann haben wir eine einzige Netzwerkkarte erstellt und die Beziehungen im Ausland deutlich gemacht. Wenn transnationale Beziehungen jedoch zahlreich und heterogen waren, haben wir für Deutschland und Chile verschiedene Netzwerkkarten erstellt, da an jedem Ort auch unterschiedliche Sektoren vorhanden waren. Das Problem dieser doppelten Vorgehensweise lag darin, dass grenzenüberschreitende Beziehungen auf unterschiedlicher Weise erfasst wurden. Das hat die Vergleichbarkeit der Netzwerkkarten weiterhin begrenzt.

Aufgrund der verschiedenen Einschränkungen bei der Vergleichbarkeit zwischen den Netzwerkkarten habe ich diese vorwiegend als fallspezifische Ergänzung der Interviews verwendet. Das heißt, ich habe die Netzwerkkarten

hauptsächlich als Überblick über das soziale Netzwerk der Person verwendet. Andererseits habe ich die Information des Interviews mit der Information des Netzwerkes verglichen und dabei Widersprüche zwischen beiden Informationsquellen aufgedeckt. Die Netzwerkkarten wurden schließlich bei der fall-spezifischen Auswertung bezüglich der Frage nach dem Lebensort und der Definition von Zuhause berücksichtigt. Die Visualisierung der sprachlichen Verteilung im Netzwerk war weniger hilfreich, weil dabei die zeitliche Entwicklung des sprachlichen Verhaltens fehlte. Bei der Zuschreibung kultureller Kategorien entstand dagegen häufig eine Diskussion über kulturelle Zuordnungskriterien. Die Auswertung dieses Dialoges wurde in einer Kategorie über Kriterien kultureller Zuordnung festgehalten.

Die Auswertungsstrategie

Bei der Rückkehr nach Deutschland habe ich die qualitativen Interviews und die Tonbandaufnahmen während der Applikation der Netzwerkkarten transkribiert. Parallel zur Transkription der Interviews habe ich vorwiegend auf der Grundlage der *Grounded Theory* (vgl. dazu Glaser/Strauss 1998; Strauss 1998) eine Strategie für die Auswertung der Interviews entworfen. Diese Auswertungsstrategie soll nun ausführlich dargestellt werden.

Mein erster Auswertungsschritt umfasste eine deutschsprachige Zusammenfassung des Interviews in biografischer Reihenfolge. Ich habe diese Zusammenfassung in mehreren Schritten vollzogen: Zunächst habe ich alle nicht inhaltstragende Textbestandteile gestrichen und Sätze in grammatikalische Kurzform gebracht (vgl. dazu auch Mayring 2000, 2002, 2003). In Bezug auf diese gekürzte Fassung habe ich in einem zweiten Durchgang eine zusammenfassende Nacherzählung in biografischer Reihenfolge von etwa drei bis fünf Seiten generiert (vgl. dazu auch Jaeggi/Faas 1993). Bisher befand sich der Text aber noch in der Originalsprache, das heißt i.d.R. Spanisch. Aus diesem Grund habe ich in einem weiteren Schritt eine deutschsprachige Version der Zusammenfassung erstellt.

Die Zusammenfassung war hilfreich, weil sie einen Überblick über die Schwerpunkte des Interviews erlaubte. In meinem Fall war die Zusammenfassung aber außerdem in weiterer Hinsicht relevant: Durch die Übersetzung der Zusammenfassung habe ich eine Grundlage für den Informationsaustausch mit anderen Wissenschaftlern geschaffen. Die Übersetzung der Gesamtheit der Interviews kam aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen nicht in Frage.

Nachdem ich die deutschsprachige Zusammenfassung abgeschlossen hatte, habe ich mich der Interpretation des Interviews zugewendet. Dabei habe ich mich von meinen Forschungsfragen leiten lassen. Diese Forschungsfragen entsprachen nicht dem Interviewleitfaden, obwohl es mehrere Überschneidungen gab. Vielmehr hatte ich meine Fragen an das Material nach Abschluss der Transkription neu formuliert. In dieser Hinsicht habe ich den Interviewtext nach der Aushandlung von Zugehörigkeiten, Erfahrungen von Differenz, kulturellen Selbst- und Fremdzuschreibungen, relevanten Kriterien bei der kultu-

rellen Zuordnung, der Beziehung zu Raum und Ort und Heimatentwürfen untersucht. Indem ich diese Fragen an das Material stellte, habe ich erwartet, eine Antwort auf meine zentrale Fragestellung bezüglich hybrider kultureller Identitäten zu finden.

Meine erste Annäherung an das Interviewmaterial erfolgte in Anlehnung an das offene Kodieren der *Grounded Theory* (vgl. Glaser/Strauss 1998; Strauss 1998). Dabei habe ich das Interview Zeile für Zeile analysiert und aus dem Material Kategorien entwickelt. Um eine Kategorie zu formulieren, habe ich mich bezüglich eines Textabschnittes stets folgendes gefragt: (1) Um was geht es in diesem Textabschnitt? Welches ist das Grundproblem? (2) Was sagt mir dieser Textabschnitt mit Hinsicht auf meine Forschungsfragen? Neben der Entwicklung von Kategorien habe ich weiterhin Memos geschrieben. Memos sind Kommentare und Ideen zu den sich entwickelnden Kategorien. Sowohl die Kategorien als auch die Memos wurden auf Deutsch formuliert.

Anhand der vorher beschriebenen Vorgehensweise habe ich zunächst einmal relativ konkrete Kategorien gebildet und dazu entsprechende Memos verfasst. Diese textnahen Kategorien habe ich anschließend zu abstrakteren Kategorien zusammengefasst. Daraus entstand für jedes Interview ein System mit Kategorien und Subkategorien. Subkategorien stellten dabei gewissermaßen die Vorkommnisse bzw. die Indikatoren einer Kategorie dar. Sie bezeichneten konkrete Daten, die beobachtet und beschrieben wurden und welche durch gegenseitigen Vergleich zu der Entwicklung von Kategorien führten. Im Vergleich zu den Kategorien waren Subkategorien eher konkret und beschreibend und weniger analytisch.

Nachdem ich ein Interview auf diese Weise ausgewertet hatte, habe ich eine Liste mit den vorgefundenen Kategorien erstellt und sie als Grundlage für die Auswertung des nächsten Interviews verwendet. Dabei habe ich die Liste der Kategorien anhand der neuen Information modifiziert. Besonders am Anfang der Auswertung lag der Schwerpunkt der Kategorienveränderungen in deren möglichst detaillierten Ausdifferenzierung. Gegen Ende der Auswertungen lag der Schwerpunkt vielmehr auf der Synthese der einzelnen Codes. Das Ergebnis dieses Verfahrens war schließlich ein interviewübergreifendes Kategoriennetz mit Kategorien und Subkategorien. Anhand dieses Kategoriennetzes wurden die einzelnen Interviews in einem weiteren Auswertungsschritt miteinander verglichen.

Mit Hinsicht auf den interviewübergreifenden Vergleich hat sich die Ausdifferenzierung von Kategorien und Subkategorien als äußerst hilfreich erwiesen. Dabei habe ich Kategorien und Subkategorien in einer fallübergreifenden Tabelle zusammengefasst. Jede Reihe entsprach einer Kategorie, jede Spalte einem Fall. Der Inhalt der Zellen entsprach den Subkategorien. Diese Form der Darstellung hat einen inhaltlichen Überblick über die gesamten Interviews erlaubt. In diesem Zusammenhang bin ich folgendermaßen vorgegangen: (1) Ich habe zunächst einmal die Subkategorien standardisiert, um den Vergleich zwischen den verschiedenen Fällen einfacher zu gestalten. (2) Anschließend habe ich jede Kategorie „quer gelesen“, d.h. ich habe jede Kategorie fallüber-

greifend analysiert. Dabei habe ich einerseits die wichtigen Aspekte eines Codes festgehalten. Andererseits habe ich aus dem Material Fragen abgeleitet. Anhand dieses Verfahrens habe ich dann für jede Kategorie einen Fragenkatalog erstellen können. Diesen Fragenkatalog habe ich später bei der Arbeitsdefinition der Kategorien und bei der Erstellung einer Gliederung dieser Arbeit verwendet.

Ich habe Kategorien aber nicht nur fallübergreifend – d.h. horizontal – gelesen, sondern auch nach Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Kategorien – d.h. vertikal – gesucht. Eine erste Strategie, die ich dabei verfolgt habe, bezog sich auf die Zusammenfassung verwandter Kategorien zu Themen. Aus dieser Vorgehensweise entstand ein Kategoriensystem mit drei unterschiedlichen Abstraktionsebenen: Themen, Kategorien und Subkategorien.

Bei der Suche nach Kategoriengruppierungen habe ich neben der Definition von Themen auch versucht, weitere Verknüpfungen zu finden. Ein wichtiger Anhaltspunkt bezog sich dabei auf Interviewausschnitte, die wiederholt unter zwei oder mehr unterschiedlichen Kategorien kodiert wurden. Daran konnte man erkennen, dass diese Kategorien in der Praxis miteinander verbunden waren und nur analytisch auseinander gehalten werden konnten. Darüber hinaus habe ich auch transversale Kategorien definiert, d.h. Dimensionen, die verschiedene Kategorien durchquerten. Ein Beispiel dafür war Hybridität.

Schließlich habe ich für jede Kategorie definiert, ob sie fallspezifisch oder fallübergreifend dargestellt werden sollte. So gab es Kategorien und Themen, die nur in einem individuellen und fallspezifischen Kontext nachvollziehbar waren. Das betraf zum Beispiel die thematischen Schwerpunkte der „Identität“ oder der „Differenz“. Andere Kategorien und Themen konnten dagegen fallübergreifend dargestellt werden. Das betraf beispielsweise die Kategorie der „Gegenüberstellung von Gesellschaftsbildern“. Mehr noch, die letzten Kategorien konnten erst richtig nachvollzogen werden, wenn sie fallübergreifend und nicht fallspezifisch dargelegt wurden. Hätte man sie fallspezifisch dargestellt, hätte man bestimmte Informationen ständig wiederholt und keinen fallübergreifenden Zusammenhang feststellen können.

Durch diese Ausarbeitung des Kategoriennetzes habe ich einen Kodierleitfaden hergestellt. Mit diesem Kodierleitfaden bin ich erneut an das Interviewmaterial gegangen und habe es nach meinem neuen Kategoriensystem verschlüsselt. Das heißt, ich habe die verschiedenen Textpassagen der Interviews den Kategorien des Kodierleitfadens zugeordnet. Diese Rückkehr ans ursprüngliche Material diene einerseits der Überprüfung des Kodierleitfadens. Andererseits wurden durch dieses Vorgehen die Textstellen für die Zitate der wissenschaftlichen Arbeit herausgearbeitet.

Die Erstellung einer wissenschaftlichen Arbeit endet jedoch noch nicht mit der Auswertung der Daten. Anhand des Kodierleitfadens und der kategorienbezogenen Fragenkataloge habe ich eine Gliederung der Arbeit hergestellt. Anschließend habe ich mit der Darstellung der empirischen Daten begonnen. Parallel dazu habe ich mich erneut der Theorie zugewandt und meine Ergeb-

nisse in Zusammenhang mit bisherigen theoretischen Erkenntnissen gebracht. Der theoretische Rahmen stellt also sowohl einen theoretischen Hintergrund als auch eine Reflexion bezüglich meiner eigenen Ergebnisse dar. Mit anderen Worten bin ich im Verlauf des Forschungsprozesses von meinem Forschungsinteresse und eigener Erfahrung zur Theorie, von der Theorie zur Empirie und schließlich von der Empirie wieder zur Theorie gegangen.

Mit der detaillierten Beschreibung des gesamten Forschungsverfahrens habe ich versucht, meine Forschungsarbeit für Außerstehende nachvollziehbar zu machen. Ein weiterer Beitrag in dieser Hinsicht bezieht sich auf die ausführliche Einführung in den Forschungskontext der Interviewpartner. Es hat sich nämlich herausgestellt, dass meine Interpretationen in einem deutschen Kontext nicht immer nachvollziehbar waren. Das hat mich unter einen Erklärungsdruck gebracht, der mich zu einer Reflexion über meine eigenen Selbstverständlichkeiten gezwungen hat. Dabei war der Informationsaustausch mit Kollegen im deutschen Kontext im Rahmen wissenschaftlicher Kolloquien sehr hilfreich.

Dennoch muss auch festgehalten werden, dass diese Untersuchung auf bestimmte sprachliche Schwierigkeiten gestoßen ist. Da die Mehrheit der Interviews auf Spanisch geführt wurde, konnte ich das ursprüngliche Material im deutschsprachigen Raum nicht in seiner Gesamtheit offen legen, sondern musste zunächst Dokumente auf Deutsch verfassen, um die Interviews für deutschsprachige Kollegen zugänglich zu machen. Auf der anderen Seite habe ich die Zitate bei der Präsentation der Arbeit allesamt in Deutsche übersetzt, um die Arbeit leserfreundlich zu gestalten. Das stellt leider eine Restriktion bezüglich dieser Arbeit dar, da es für den Leser keinen direkten Zugang zu den ursprünglichen Interviewaussagen gibt.

